

Ilse Aichinger: *Wo ich wohne*

Diese 1952 entstandene Kurzgeschichte¹ der österreichischen Autorin erweist sich als besonders charakteristisch für die Eigenart ihres Werks, sowohl was den Themenkreis – Entfremdung, Bedrohtsein, Angst und Tod – betrifft, als auch in Bezug auf die Vorliebe für die monologische Ausdrucksform, für Überraschungseffekte und Paradoxa.²

Die Erzählung setzt mit einer lakonischen Feststellung ein: „Ich wohne seit gestern einen Stock tiefer“ (*Vom Nullpunkt zur Wende...*, S. 59). Die Ich-Figur, die ursprünglich im 4. Stock wohnte, berichtet von einem unerhörten Ereignis: Ihre Wohnung wird auf überraschende und unbegründete Weise ein Stockwerk tiefer verlagert. Schließlich befindet sie sich im Keller und muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, bald in den Kanal verdrängt zu werden. Sie nimmt die Situation scheinbar gelassen hin. Jedoch weisen die Wiederholungen und zahlreichen Fragen auf ihre Verunsicherung und Verstörtheit hin. Sie werden vor allem durch die Unerklärlichkeit des Geschehenen verursacht. Wie in Kafkas Welt erscheint dieser Einschnitt im Leben des Einzelnen als ein rätselhafter und willkürlicher Einbruch unbekannter Kräfte in seinen Alltag.

Dies wird durch den abrupten Anfang in medias res und durch den Aufbau der Erzählung veranschaulicht. Sie gliedert sich nämlich in zwei, durch gemeinsame Motive miteinander verbundene, symmetrisch gestaltete Teile, die den Anfang und die vorläufige Endstation des Prozesses schildern. Im ersten Teil, der seinerseits in zwei durch den Tempuswechsel voneinander unterschiedene Abschnitte zerfällt, versucht die Protagonistin, sich zuerst Klarheit über das unglaubliche Geschehen zu verschaffen. Die ersten Absätze stehen im Präteritum und halten Rückblick auf das Vergangene, indem die Ich-Figur mit einer Genauigkeit, die an einen Kriminalroman erinnert, all ihre Handlungen und Reaktionen auf die Verlegung ihrer Wohnung in den dritten Stock zu rekonstruieren versucht. Äußere Umstände oder die eigene Schwäche hindern sie daran, Gewißheit über die eigene Situation zu erlangen. Sie flüchtet sich in die Banalität des Alltagslebens und beruhigt sich mit der Feststellung, daß doch manches „wie sonst“ (S. 59) geblieben sei.

Darauf folgen – im Präsens diesmal – die Reflexionen der Hauptgestalt. Sie bringen nicht nur ihre Unentschlossenheit und Hilflosigkeit zum Ausdruck, sondern auch ihre Angst vor der Gleichgültigkeit ihrer Umgebung. Ihre ständige Sorge um die anderen kann aber als eine Art Alibi

¹ Sie erschien zuerst 1963 in dem Sammelband *Wo ich wohne*.

² Siehe diesbezüglich Dagmar C. G. Lorenz: *Ilse Aichinger*, Königstein 1981; Gisela Lindemann: *Ilse Aichinger*, München 1988; Heinz F. Schafroth: *Ilse Aichinger*, in: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Literatur*, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, München 1989, S. 1-12.

für ihr Nichthandeln gedeutet werden. Der erste Teil schließt mit der Bekundung resignierter Anpassung, die offensichtlich keinem authentischen Verhalten entspricht: „Und dann bleibt mir nichts übrig, als so zu tun, als hätte ich mein Leben lang schon einen Stock tiefer gewohnt.“ (S. 60)

Der zweite Teil setzt genauso abrupt ein wie der vorige – „Ich wohne jetzt im Keller.“ (ebd.) – und zieht eine lapidare und erbitterte Bilanz über das Verhalten der Mitmenschen: „Und auch sonst fragt niemand“. (ebd.)

Wie sehr sich diese durch das Alter und die soziale Zugehörigkeit auch voneinander unterscheiden mögen, sie legen alle die gleiche Indifferenz an den Tag und leben einfach weiter, als ob nichts geschehen wäre. In diesen Abschnitten der Kurzgeschichte spitzt sich die Situation zu. Das Paradoxe an der Haltung der Ich-Figur wird mit sarkastischer Ironie beleuchtet: Sie findet sogar Vorteile an ihren neuen Lebensumständen, nimmt Unannehmlichkeiten stillschweigend in Kauf und verharmlost das Vorgefallene: „Auf der Straße bleibe ich stehen und reinige meinen Mantel vom Kohlenstaub, aber es bleibt nur wenig daran haften. Es ist auch mein Wintermantel, und er ist dunkel.“ (S. 60)

Durch Musik und Wein läßt sie sich betäuben und von grundsätzlicheren Auseinandersetzungen mit der Realität ablenken. In den letzten Absätzen der Erzählung steigert sich das Phantastische ins Visionäre, so wie mit der Evokation des Feuers „im Innern der Erde“ (ebd.). Die Logik der Geschichte und der Ausblick auf die Zukunft werden durch den Hinweis auf das Wohnen im Kanal ad absurdum geführt. Gleich darauf erklärt jedoch die Hauptfigur: „[...] aber im Kanal hört das Haus auf.“ (ebd.)

Obwohl sie noch glauben will, daß „alles unverändert“ sei, nimmt sie doch Anstoß an den kleineren und vergitterten Fenstern. Dies genügt aber immer noch nicht, um sie zur Auflehnung zu bewegen. Zum Schluß bleibt ihr nur mehr übrig, die völlige Aussichtslosigkeit ihrer Lage und die tragischen Folgen ihrer Passivität festzustellen: „Da hätte ich mich schon im dritten Stock beschweren müssen. Jetzt ist es zu spät.“ (S. 61)

Nach der Steigerung, die im übrigen die Gesamtstruktur der Kurzgeschichte prägt, löst diese lakonische Behauptung die Spannung auf; sie markiert in ihrer Unerbittlichkeit den Höhepunkt der Negativität, indem sie die Zerstörung jeder Handlungsmöglichkeit hervorhebt.

I. Aichingers Erzählung weist offensichtlich über sich hinaus; sie läßt sich als Parabel verstehen, als eine Parabel, die freilich zu mehreren Lesarten einlädt. Manchmal als Metapher für den „Weg ins Grab“ und den ständigen Verfall des Menschen interpretiert, kann sie auch als die alptraumartige Schilderung der Urängste eines jeden, als Klage über die Beziehungslosigkeit zwischen den Menschen und über ihre Entfremdung voneinander gelesen werden. Aber im Mittelpunkt steht die Anprangerung einer bestimmten Einstellung, die mit Anpassungsbereitschaft, Feigheit und Selbsttäuschung gleichbedeutend ist. Aus falscher Scham, aus Bequemlichkeit

werden Erniedrigungen und Ungerechtigkeiten verheimlicht oder einfach als Schicksal hingenommen.

Das Opfer denkt nicht an Protest, geschweige denn an Auflehnung; es freut sich schon, wenn Anstand gewahrt bleibt, und fühlt sich sogar in die Rolle der Behörden, hier des „Hausbesorgers“, ein, indem es Verständnis für deren Argumentation aufbringt.

Ilse Aichingers Diagnose zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen Max Frischs, der 1948 in seiner Burleske und zehn Jahre später im Drama „Biedermann und die Brandstifter“ auch das Benehmen des Ruhe und Ordnung liebenden Durchschnittsbürgers denunzierte, ein Verhalten, das die schlimmsten Verbrechen möglich machte.

Die österreichische Autorin führt das Los des Opfers besonders drastisch vor Augen. Der Mensch wird in einem seiner tiefsten Bedürfnisse getroffen, nämlich in seinem Verlangen nach Sicherheit und Geborgenheit, in seinem „Wohnen“. Die Hauptfigur der Erzählung repräsentiert die Ausgestoßenen schlechthin, wobei die Anspielung auf die Nazizeit nicht zu übersehen ist. In der Straßenbahnszene z. B. (S. 60) ist die Bezugnahme auf die Verfolgung der Juden deutlich erkennbar. Es werden sowohl der Fatalismus der Opfer, die von ihrer Ohnmacht und von der Vergeblichkeit ihres Protestes überzeugt sind, als auch die Teilnahmslosigkeit einer Umwelt bloßgestellt, die sich mit den grauenhaftesten Diskriminierungen abfindet. Sieben Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, zur Zeit des Wiederaufbaus und des Wirtschaftswunders in der BRD, warnt die 1921 geborene Halbjüdin Ilse Aichinger vor einem defätistischen Laissez-Faire.³ Sie selber mußte im Wien der Kriegsjahre sehr oft das Quartier wechseln⁴ und teilte das Schicksal der Parias mit ihrer Mutter und ihrer Großmutter, deren Leiden sie schon in ihrem Roman *Die größere Hoffnung* (1948) dargestellt hatte.

Abgesehen von diesen persönlichen Lebenserfahrungen hat die Kurzgeschichte eine exemplarische Bedeutung. Sie ist ein fiktionales Äquivalent zu einem früher verfaßten Essay, dem *Aufruf zum Mißtrauen*⁵, zum Mißtrauen gegen die eigene Sehnsucht nach Konformität. I. Aichingers späterer Rat an die Jugendlichen, „sich nicht anpassen zu lassen“⁶, wird schon hier ex negativo hörbar.

³ Schon 1946 hatte sich I. Aichinger in ihrem *Aufruf zum Mißtrauen* unmißverständlich zu diesem Fragenkomplex geäußert: „Haben wir nicht lange genug aneinander vorbeigeschaut, haben geflüstert anstatt zu sprechen, sind geblieben anstatt zu gehen? Sind wir nicht lange genug, von Furcht gelähmt, einander ausgewichen?“ (In: Samuel Moser: *Ilse Aichinger, Materialien zu Leben und Werk*, Frankfurt 1990, S. 16).

⁴ Ilse Aichinger: *Kleist, Moos, Fasane*, Frankfurt 1987, S. 22. Die Schriftstellerin erklärte, sie habe sich auf die Geschichte einer alten Wiener Wohnung gestützt, in der sie viele Jahre gewohnt und in der sich für sie diese Geschichte erfüllt habe (*Materialien*, S. 47).

⁵ Ilse Aichinger: *Aufruf zum Mißtrauen*, in: *Materialien*, S. 16.

⁶ *Materialien*, S. 35.

Diese Botschaft ist aber im Erzählten selbst implizit enthalten, ohne daß ein diskursiver Kommentar der Autorin nötig wäre, und dies trägt zur Intensität des kurzen Textes entscheidend bei. Thema und Form könnten nicht besser übereinstimmen. Die nüchterne Alltagssprache und die Bevorzugung der Parataxe entsprechen dem Wunsch, nicht auffallen zu wollen, einem thematischen Schwerpunkt der Kurzgeschichte. Keine pathetischen Klagen, keine Schreie, wenig Adjektive und Adverbien, ein emotionsloser Diskurs, der W. Eggers von „Unterkühlung“ reden ließ.⁷ Hinzu kommt eine Präzision in der Schreibweise, die Affinitäten zu Kafka aufweist: Der Abnormität der Situation steht die größte Exaktheit in der Schilderung der Einzelheiten gegenüber. Obwohl Ilse Aichinger behauptet, Kafka wenig gelesen zu haben und sich eher vor ihm zu fürchten scheint,⁸ zeigt auch dieser Text, daß die logische Konsequenz, mit der ein Grundmotiv weiterentwickelt wird, und das zwanghafte Zurückkommen auf das soeben Gesagte den beiden Schriftstellern gemeinsam sind. So gewinnt der Leser bei Ilse Aichinger wie bei Kafka den Eindruck, den Prozeß des Denkens in seiner Entstehung zu verfolgen.

Im Gesamtschaffen der Dichterin gehört *Wo ich wohne* zu einer Übergangsphase. Nach der wehmütig-poetischen Sprache des Romans *Die größere Hoffnung* und der 1948 entstandenen *Spiegelgeschichte* ist dieser Text durch eine größere Zurückhaltung und Sachlichkeit geprägt. Die Tendenz zur Untertreibung und Aussparung, zur Raffung und Verknappung wird sich in den späteren Werken bis ins Hermetische steigern.

Stand: 15.7.2000

Monique Boussart ist Lektorin an der Universität von Turin in Italien.

⁷ Werner Eggers: *Ilse Aichinger* in: *Deutsche Literatur seit 1945*, hgg. v. Dietrich Weber, Stuttgart 1970, S. 260.

⁸ Ilse Aichinger: *Kleist, Moos, Fasane*, S. 99.